

(Nachdruck verboten.)

59]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Als zufällig die Rede auf La Rinconada fiel, tauchte vor Ihnen das Bild eines Mannes auf, den sie beide dort gesehen hatten.

„Blumitas! Entinnen Sie sich noch jenes armen Kerls? Er ist ermordet worden, wissen Sie?“

Auch hiervon hatte Donna Sol nur eine dunkle Erinnerung. Sie hatte es wohl in Pariser Zeitungen gelesen, die viel über den Banditen berichtet hatten als über einen interessanten Typus des malerischen Spanien.

„Ein armer Kerl,“ sagte sie gleichgültig. „Ich entinne mich seiner wie eines groben, ungeschliffenen Bauern. Von weitem sieht man die Dinge in ihrem richtigen Wert. Was ich wohl im Gedächtnis habe, ist der Tag, wo er mit uns frühstückte.“

Gallardo erinnerte sich dessen noch genau. Armer Blumitas! Mit welcher Nüchternheit hatte er sich eine Rose aufbewahrt, die ihm Donna Sol gegeben hatte, als sie sich von ihm verabschiedete! Erinnerete sie sich nicht mehr daran?

Mit aufrichtigem Erstaunen riß sie die Augen auf. „Sind Sie dessen gewiß?“ frate sie. „Ist das wirklich wahr? Ich könnte Ihnen schwören, daß ich nichts mehr davon weiß. Ach, jenes sonnige Land mit seinem berausenden Zauber! Die Dummheiten, die man macht! . . .“

Ihre Ausrufe bekundeten eine gewisse Reue. Sodann brach sie in Lachen aus.

„Und es ist denkbar, nicht wahr, Gallardo, daß dieser arme Bursche die Blume bis zum letzten Augenblick seines Lebens bei sich trug. Sagen Sie mir nicht das Gegenteil. Man hatte ihm wahrscheinlich nie vorher eine Blume geschenkt . . . Und es ist möglich, daß man diese Blume, trocken und verwelkt, auf seiner Leiche fand, wie ein geheimnisvolles Andenken, das sich niemand erklären konnte. Wissen Sie davon nichts. Gallardo? Sagten die Zeitungen nichts darüber? Stellen Sie es nicht in Abrede, um Gotteswillen! Zerflören Sie nicht meine Illusionen! Es muß so sein; ich will es, daß es so sei. Armer Blumitas! Wie interessant! Das ich auch die Geschichte mit der Blume vergessen konnte! Ich werde sie meinem Freunde erzählen, der über spanische Verhältnisse schreibt.“

Diese Erinnerung an den Freund, die nun schon zum zweitenmal im Gespräch auftauchte, stimmte den Torero traurig. Seine Augen ruhten auf ihrem Gesicht mit einem Ausdruck von träumender Schwermut, der Mitgefühl zu erfliehen erschien.

„Donna Sol, Donna Sol . . .“ stammelte er in einem Ton, als wolle er ihr den Vorwurf der Grausamkeit machen. „Was gibt's, lieber Freund?“ fragte sie lächelnd. „Was haben Sie?“

Gallardo schwieg still und senkte das Haupt, eingeschüchtert durch die Ironie, die aus ihren hellen Augen aufflachte, in denen ein leiser Goldstaub zitterte.

Plötzlich richtete er sich auf, wie jemand, der einen Entschluß gefaßt hat.

„Wo waren Sie in all der Zeit, Donna Sol?“

„In der Welt herum,“ antwortete sie einfach. „Ich bin ein Zugvogel. Durch eine Unzahl von Städten bin ich gewandert, die Sie nicht einmal dem Namen nach kennen.“

„Und der Ausländer, der Sie jetzt begleitet, ist . . .“

„Ist ein Freund von mir,“ sagte sie kühl. „Ein Freund, der die Güte hat, mich zu begleiten, und zugleich die Gelegenheit benützt, Spanien kennen zu lernen; ein Mann von großem Verdienst und der einen berühmten Namen hat. Von hier gehen wir nach Andalusien, wenn er die Museen durchgesehen hat. Was wünschen Sie noch zu wissen?“

In dieser mit Hochmut ausgesprochenen Frage bekundete sich ihre feste Absicht, den Torero in gewisser Entfernung zu halten. Sie wollte offenbar die gesellschaftlichen Unterschiede zwischen beiden wiederherstellen. Gallardo war ganz verwirrt

„Donna Sol,“ wimmerte er aufrichtig, „was Sie mir angetan haben, ist geradezu unverzeihlich. Sie sind schlecht gegen mich gewesen, sehr schlecht. Warum flohen Sie, ohne ein Wort zu sagen?“

Die Tränen stiegen ihm in die Augen und seine Fäuste ballten sich verzweifelt.

„Regen Sie sich nicht auf, Gallardo. Was ich tat, war ein Glück für Sie. Kennen Sie mich nicht zur Genüge? Waren Sie selbst nicht jenes Verhältnisses überdrüssig? Wenn ich ein Mann wäre, würde ich Frauen, wie ich eine bin, fernbleiben. Der Unglückliche, der sich in mich verliebt, ist wie ein Selbstmörder.“

„Aber warum gingen Sie davon?“ wiederholte Gallardo.

„Ich ging, weil ich mich langweilte. Ist das deutlich gesprochen? Und wenn sich jemand langweilt, glaube ich, hat er das Recht, sich auf die Suche nach neuen Vergnügungen zu machen. Und ich langweile mich tödlich überall. Haben Sie Mitleid mit mir!“

„Aber ich liebe Sie aus ganzer Seele,“ rief der Torero in einem dramatisch treuherzigen Ton, der bei jedem andern Mann zum Lachen gereizt hätte.

„Ich liebe Sie aus ganzer Seele,“ wiederholte sie, seine Gesten und seinen Ton nachahmend, „und was heißt das? Wehe den egoistischen Männern, die sich von der Menge applaudiert sehen und sich deshalb einbilden, alles sei nur ihretwegen geschaffen. Ich liebe dich aus ganzer Seele, und das genügt, damit auch du mich lieben mußt. Aber nein — Verehrtester! Ich liebe Sie nicht. Sie sind mir ein guter Bekannter, weiter nichts. Das übrige, das Techtelmechtel in Sevilla war ein Traum, eine verrückte Laune, auf die ich mich kaum noch besinne, und die auch Sie vergessen müssen.“

Gallardo erhob sich und näherte sich Donna Sol mit ausgebreiteten Armen. In seiner Hilflosigkeit wußte er nicht, was er sagen sollte, und erriet instinktiv, daß seine unbeholfenen Worte unfähig waren, dieses Weib zu überzeugen. Mit der Festigkeit des impulsiven Temperaments vertraute er der Tat seine Begierden und Wünsche an. Er ging daher mit geöffneten Armen auf sie zu, er wollte sie umfassen, sie an sich ziehen und mit dieser Umarmung die Kälte töten, die sie voneinander trennte.

„Donna Sol! . . .“ — flehte er mit ausgestreckten Händen.

Sie aber, mit einem einfachen Griff ihrer flinken Rechten, wandte die Arme des Toreros ab. Ein Blick von Born und Stolz zuckte in ihren Augen, und sie warf sich empört zurück, als ob sie eine Beleidigung erlitten hätte.

„Ruhig, Gallardo! Wenn Sie so fortfahren, hören Sie auf, mein Freund zu sein, und ich werde ihnen die Tür weisen.“

Von der entschlossenen Tat fiel der Torero in Entmutigung zurück. Beschämt und gedemütigt blieb er vor ihr stehen. So verging ein langer, peinlicher Augenblick, bis sie sich seiner erbarmte.

„Seien Sie kein Kind, Gallardo,“ sagte sie. „Warum zurückgreifen auf etwas, das nicht mehr möglich ist? Warum denken Sie noch an mich? Sie haben Ihre Frau, die, wie man mir gesagt hat, schön und gut ist, eine treue Lebensgefährtin. Und wenn nicht sie, gibt es ja auch noch andere. Sie wissen wohl, daß es in Sevilla schöne Mädchen genug gibt, mit Blumen im Haar und der kleidsamen Mantilla, die mir seinerzeit so gut gefiel, und die überglücklich sein würden, von Gallardo geliebt zu werden. Mit mir ist es zu Ende. Sie schmerzt es vielleicht in dem Stolz eines berühmten Mannes, der an leichte Erfolge gewöhnt ist, aber es ist einmal so. Sie müssen sich darin ergeben; es ist zu Ende, lieber Freund. Mit mir hat es so seine Bewandnis. Ich langweile mich und komme nie auf frühere Schritte zurück. Die Illusionen dauern bei mir nur kurze Zeit, sie vergehen und lassen keine Spur zurück. Ich bin des Erbarmens würdig, glauben Sie mir.“

Mitleidig schaute sie auf den Torero, und in ihren Augen war zu lesen, daß sie ihn mit all seinen Fehlern und Mängeln durchschaute.

„Ich denke über Dinge nach — fuhr sie fort — die Sie nicht verstehen können. Sie kommen mir anders vor. Der Gallardo von Sevilla war grundverschieden von dem hier.“

Daß Sie derselbe sind, bezweifle ich gar nicht, aber für mich sind Sie doch ein anderer. Wie soll ich Ihnen das erklären? In London lernte ich einst einen Rajah kennen. Wissen Sie, was ein Rajah ist?"

Gallardo schüttelte verneinend den Kopf und erröthete über seine Unwissenheit.

"Es ist ein indischer Fürst."

Die frühere Botschafterin besann sich auf den hindostanischen Magnaten, sein kupferfarbenes Gesicht, beschattet von dem schwarzen Schnurrbart, seinen mächtigen Turban, mit einem großen leuchtenden Brillanten an der Stirnseite, auf die feinen weißen Schleier, die sein Gewand bildeten und seinen Körper verhüllten wie die Blätter einer Knappe.

„Er war schön und jung, er betete mich an mit seinen großen Augen, die so geheimnisvoll wie die eines Waldtiers schauten, und trotzdem fand ich ihn lächerlich und spottete über ihn, wenn er mir auf Englisch eine seiner orientalischen Schmeicheleien sagte . . . Er zitterte vor Kälte, die feuchten Nebel brachten ihm Husten, und unter dem Regen trippelte er wie ein Vogel; die feuchten Schleier hingen traurig wie nachgewordene Flügel . . . Wenn er mir von Liebe sprach, indem er mich mit seinen schimmernden Gazellenaugen anblickte, erweckte er in mir die Lust, ihm einen Ueberzieher und eine Mütze zu kaufen, damit er nicht mehr friere. Und trotzdem bekenne ich, daß er schön war, und einige Monate hätte er eine auf Außerordentliches begierige Frau glücklich machen können. Es fehlte aber die richtige Umgebung, die Stimmung, das Milieu. Na, Sie, Gallardo, wissen nicht, was das ist.“

Und Donna Sol blieb nachdenklich, sie sah wieder den armen Rajah vor sich stehen, zitternd vor Kälte und in den eigentümlichen Gewändern, die Londons graue Atmosphäre so lächerlich erscheinen ließ. Sie stellte sich ihn vor in seinem Reich, wie umgewandelt durch die Majestät seiner Macht und Herrlichkeit und das blendende Sonnenlicht. Sein kupferbraunes Gesicht, unter dem grünlichen Widerschein der tropischen Pflanzenwelt, nahm die Lönung einer vom Edelrost angelaufenen Bronze an. Sie sah ihn thronend auf seinem Paradeesofen, mit langen goldenen Schabracken, die den Boden legten, umgeben von kriegerischen Reitern und von Sklaven, die Weihrauchbeden schwangen. Der große Turban trug lange, weiße Federn und war mit kostbaren Steinen besetzt, auf der Brust funkelten brillantbesetzte Platten, um die Hüften schlang sich ein Gürtel von Smaragden und davon hing ein Krummschwert mit goldenem Griff herab. Tänzerinnen mit bemalten Augen und prallen Brüsten, gezähmte Tiger, ein Wald von starrenden Lanzen, und im Hintergrund Pagoden mit unzähligen übereinander gestaffelten Dächern und Glöckchen, die beim leisesten Windhauch flüsternde Weisen aushauchten; stille, geheimnisvolle Paläste, dicke Gebüsche, in denen wilde, vielfarbige Tiere krochen und hüpfen, das alles bildete die magische Dekoration, in die sie den Rajah gewünscht hätte. Wenn sie ihn so geschaut hätte, herrlich wie ein Gott unter dem Glanz eines wolkenlosen, grellblauen Himmels, so wäre es ihr nicht eingefallen, ihm einen Ueberzieher berechnen zu wollen. Sie war sicher, daß sie dann von selbst in seine Arme geflogen wäre, um sich ihm wie eine Diebesflavin hinzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

17]

Sara.

Die Geschichte einer Liebe.

Von Johan Stjoldborg. — Verechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Heldt.

Sara blickte ringsum. Sollte Anders ihr heute abend nicht entgegengehen? Er war neulich so lieb; er hatte sie aufgesucht; er wollte augenscheinlich den schlechten Eindruck verwischen. So weich und gut war er gewesen, so, wie Sara ihn am liebsten hatte. Und die schönsten Worte hatte er ihr gesagt . . . Aber da waren nun diese Mädchen. — Ach ja! Es war kein Wunder, so nett, wie er aussah.

Trotz alledem liebte er nur sie allein, davon war sie überzeugt. Kam er, dann würde es wohl ungefähr um diese Zeit sein. Er wußte, daß sie nach Hause gegangen war, und in wenigen Tagen sollte er reisen. Diese Reise war ungeheuer schnell beschlossen worden.

Es war ihr, als bewege sich eine Gestalt in einiger Entfernung zur Rechten; nun ging sie hinunter in den Hohlweg. Also den Weg hatte er genommen.

Sie lief eine Strecke zurück und beeilte sich, um ihn an der Biegung des Weges zu treffen.

Aber er war es gar nicht.

Der Wind umfängt sie von allen Seiten und faust ihr um die Ohren, wie immer sie auch den Kopf wenden mag. Das Wetter führt Böses im Schilde, als könne es losbrechen von mehreren Seiten.

Sie beschleunigt ihre Schritte. Dann und wann fährt sie mit einem Rud zurück; es stehen dort so viele Büsche und anderes, das man am Abend verwechseln kann. Sie beugt sich wohl auch einmal vornüber, versucht jedoch schneller und immer schneller vorwärts zu kommen, als rolle das Blut immer rascher in ihren Adern.

So schnell wie der Entschluß gefaßt worden war, ihn auf die landwirtschaftliche Schule zu schicken! Sie wußte wohl, wer die Schuld trug an dieser Reise . . .

Aber da ist er ja! Gerade wie sie in die Allee einbiegen will, sieht sie ihn vom Hofe her kommen.

Freude erfüllt ihr Herz, und es faust ihr vor den Ohren. Sie versteht sich hinter einen Baum, sie will ihn bange machen.

Sie lugt seitwärts hervor, da ihr ist, als dauere es gar zu lange, — und — da schreitet er quer über die Felder hin auf Vadgaard zu.

Gott im Himmel — wo will er denn hin!

Sie folgt ihm. Sie will ihn anrufen, seinen Namen nennen. Sie will zu ihm hingehen, seine Hand ergreifen, ihm sagen, wie verlehrt dieses hier ist.

Aber sie bleibt stumm; sie folgt ihm nur.

Richtig — er geht hinein in den Garten von Vadgaard.

Mein Himmel, was wird sie noch erleben! Sie geht mitten durch eine Dornenhecke hindurch, die sie verwundet, ohne daß sie etwas davon merkt. Und sie kommt und sieht, wie ein Fenster geöffnet wird und er da hinein verschwindet.

Es ist nichts mehr zu sehen.

Sie macht eine heftige Bewegung; es ist, als fliehe etwas über in ihrem Innern. Sie eilt dem Wiesenhofe zu.

Aber nachdem sie eine Strecke gegangen ist, wird sie so traurig, so verzagt.

Das Leben ist so schwer und so trostlos.

Ihr wird so angst. Vielleicht kommt noch mehr. Sie will nicht nach dem Hofe; sie hält in der Allee inne. Sie will nicht mehr dort hinein; sie will fort von all diesem.

O wie es in den Bappeln rauscht; sie fürchtet sich. Der Sturm fährt durch die hohen Bäume, es ist keine Gnade. Jörn und Drohungen tauschen die Kronen über ihrem Haupt; so böß wie das Klingt.

Da seht sie sich an den Grabenrand und wehrt den herborechenden Tränen nicht, läßt die Sorge Besitz ergreifen von ihrem Gemüt . . .

12.

Sara spricht nicht mehr mit Anders. Und wenn sie ihn anblickt, so nur aus der Ferne und so traurig.

Ihre Augen funkeln nicht mehr hinein in die schöne Welt. Ihr Blick ist fern, nach innen gekehrt. Sie geht vornüber gebeugt, als trüge sie etwas Schweres in der Brust.

Aber noch einmal lebt sie auf und straft einen Augenblick.

Das ist an dem Tage, an dem Anders reisen soll.

Sie ist hineingestohlen in ihre Kammer, wo sie mit pochendem Herzen sitzt, während Anders seine Kiste hinausträgt auf den Wagen; die letzte Unruhe vor dem Abschied geht durch den Wiesenhof.

Ohne sich um die Mutter oder irgend jemand zu kümmern, tritt Anders in ihre Kammer hinein, um ihr Lebenswohl zu sagen.

Und wie er nun da so reisefertig vor ihr steht, mit seinen blonden Locken und den milden Augen, da durchfährt es Sara heiß. Sie wirft sich an seinen Hals und preßt ihn an sich.

Sie weiß, es ist zum letzten Male.

— Der Wagen rollt zum Tor hinaus. Und ihr scheint, sie hat noch nie etwas so brutal Rärmendes gehört wie diesen Ton. Er geht ihr durch Mark und Bein, als gingen die Räder über ihre eigenen Glieder hinweg.

Aber sie muß hinaus, an ihre Arbeit.

Voel sichert bei ihrem Anblick. Aber Sara ist es ganz gleichgültig. Es kümmert sie nicht. Ihre Gedanken weilen bei ganz anderen Dingen.

„Du solltest wirklich Deine Augen unserem neuen Knechte zuwenden: er mag Dich gerne leiden, glaube ich, hihi!“

Das ist für Sara eine fremde Sprache.

Die Wiesenhofbäuerin geht oft an ihr vorbei und beobachtet sie jedesmal genau. Aber Sara merkt es nicht einmal. Ein Vorhang schiebt sie von ihrer Umgebung ab.

Und als sie sich abends schlafen legt, seufzt sie mit geschlossenen Augen so tief, als berge sie eine schwere Erinnerung, die sie wird mit sich herumtragen müssen bis an ihr Lebensende.

13.

Eines Sonntagsnachmittags sieht Sara in ihrer Kammer und blickt hinaus auf die Bäume. Sie trägt ihr Sonntagskleid: einen dunklen Rock und eine schwarzweiß karierte Bluse mit schwarzem Samttragen.

Loße hängt das dürre, gelbweisse Laub an den schwarzen Zweigen. Ein stiller Regen fällt hernieder auf den verblühten Garten; Wasserperlen funkeln an den Nadelspitzen der Edeltanne,

und klare Tränen sammeln sich an den herabhängenden Zweigen der Esche. Dann und wann fallen aus der grauen Luft weiße Tropfen herab.

Und ein einzelnes Blatt sinkt zur Erde wie ein angeschossener Vogel.

Sara sieht müde aus. Sie ist müde vom Nachdenken. Regungslos starrt sie hinaus in das trübfeuchte Wetter und auf die letzten fallenden Blätter . . .

Da plötzlich durchzuckt es ihre Nerven, daß ihr Kopf glüht.

Es rührt sich etwas unter ihrem Herzen.

Sie wirt totenblau . . .

War es möglich?!

Nein, nein, es war nur etwas Zufälliges; ja gewiß; sie richtet sich auf und streicht glättend mit der Hand an sich herab.

Wenn es nun Wirklichkeit gewesen wäre, — sie würde ihren Dienst verlieren, vielleicht fortgejagt werden mit Schimpf und Schande. Und ihre Eltern? . . .

Sara beugt sich vornüber und bedeckt das Gesicht mit beiden Händen — eine Ausgestoßene. Nie könnte sie wieder rein werden vor den Menschen, in ihrem ganzen Leben nicht . . . Die Schande, die Schande, die Schande!

Und sie war es ja nicht allein. Nie würde ihr Vater wieder eine frohe Stunde haben, wenn er Tag für Tag in Angst umhergehen müßte vor den Wliden und Andeutungen der Menschen.

Nein! Sie springt auf von ihrem Stuhl; denn wieder fühlt sie, daß etwas Lebendes sich regt.

Aber niemand darf etwas davon erfahren. Keine Macht der Erde wird sie zwingen, es zu offenbaren.

Unruhig fährt sie im Zimmer hin und her. Niemand! . . . Sie hebt das Kinn, wie eine Schwimmerin, die am Versinken ist.

Netzt begreift sie auch, warum die Wiesenhofbäuerin sie in letzter Zeit stets so von oben bis unten betrachtet hatte.

Aber dies ist ihr eigenstes Geheimnis und kommt nie ans Tageslicht.

Vielleicht wird auch nichts daraus . . .

In diesem Augenblick tritt Voel herein auf ihren breiten Füßen. „Du Sara, hör' mal, wollen wir nicht die Knechte einladen zu einer Extratasse Kaffee und uns ein bißchen amüsieren, — es ist, weiß Gott, doch Sonntag heute, und wir sind allein zu Haus.“

Sara nimmt sich zusammen. „Ja, laß uns das — laß uns das!“ antwortet sie in vergnügtem Tone.

„Thorwald, der neue Knecht, der ist wahrhaftig — ei weiß!“ Voel zwinkert mit den Augen.

Sara lacht, das heißt, sie verzieht den Mund, daß man die Zähne sieht.

Voel meint, indem sie geht, es würde wohl auch angehen können, Pfannuchen zu backen. Auch darin einigen sie sich. —

Sobald der Kaffee getrunken und die Pfannuchen verzehrt sind, spreizt Voel die Beine und fragt: „Na, worüber wollen wir denn jetzt plaudern?“

Der neue Knecht blickt sie an, wie sie so robust dasteht, und er lächelt.

Der Junge glöht von einem zum andern. Der Großknecht Sören gähnt.

„Dir scheint es not zu tun, 'mal den Körper zu strecken, mein Freund!“ sagt Voel zu ihm . . .

„Aber das ist wahr, Du kannst ja spielen, Thorwald! Bitte schön! Her mit der Mundharmonika!“

Sara hat den Tisch abgeräumt. Thorwald setzt sich bequem in den Ofentwinkel, streckt die langen Beine von sich und greift ein paar Akkorde auf dem Instrument.

„Nun los, Du! Tra-la-la, Tra-la-la, Tra-la-la-la!“ Voel stemmt die Hände in die Seiten und stampft den Takt. Sie zieht den Jungen zu Sara hin. Sie selber packt den Großknecht, und dann tanzen sie Walzer . . .

Es ist Saras Walzer. Sie dreht sich, mehr gehend als eigent-lich tanzend, aber sie bewahrt ihr künstliches Lächeln, als amüsiere sie sich großartig.

Voel begnügt sich nicht mit den Tönen der Musik, sie selber brummt noch dazu.

Später spielt Thorwald einen Bauerntanz, und da ist Voel nicht mehr zu halten; denn Thorwald behauptet, daß sie ihn nicht tanzen kann.

Jatwohl, wie sie fluchen kann! Sie schürzt die Röde und schlägt mit den Weinen um sich, daß es eine Art hat.

Die anderen amüsieren sich darüber. Der Junge zieht die Schultern hoch und vergräbt die Hände tief in den Hosentaschen, und dann lacht er, daß er beinahe erstickt.

(Fortsetzung folgt.)

Sommer Sonnenwende.

Von den Höhen herab in die Täler und in die Ebene leuchten und glühend lodernde Flammenzeichen, krachen die Wölfer, tönt Jubel und Sang zur Feier, daß wieder einmal die Sonne den Höhepunkt ihres Kreislaufes und damit die Natur den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht hat. Die rauchenden Flammenzeichen verraten den uralten heidnischen Ursprung der noch heute überall auf dem Lande, im Mittelalter aber auch in allen Städten Deutschlands,

Frankreichs usw. ählich und heimlich gewesenen Sommer Sonnenwendfeuer.

Unseren germanischen Vorfahren galt das Feuer als höchstes Götteropfer. Immer flammte der Holzbrand auf, wenn die alten Germanen sich ihren Göttern naheten, ihnen danken, von ihnen irgend etwas erstehen wollten. Durch die Flamme war nach ihrem Glauben die Gottheit dem Menschen nahe, im Feuerglanz des auflodernden Brandes fand der Mensch Schutz und Schirm seiner Götter, vor allem vor jenen großen Scharen Geister und Gespenster, die in der altheidnischen Vorstellungswelt eine so große Rolle spielten. So war das Feuer den alten Germanen nicht nur der Ausdruck des Opfers an die Gottheit, sondern vor allem auch ein sicherer Talisman gegen alle Angriffe der überirdischen Feinde des Menschengeschlechtes. Kein altgermanischer Mann nahm zum Beispiel ein Stück Land oder ein Haus in Besitz, ohne es vorher mit einem Feuerbrande zu umgehen, um damit alle unerwünschten Dämonen und Geister zu vertreiben und zu verschrecken. Und wo immer es galt, eine Gefahr zu beschwören, eine drohende Not zu beseitigen, Krankheit, Mißwachs, Hagel usw. abzuwehren, griff der alte Germane zur reinigenden und heilenden Flamme als demjenigen Mittel, die Götter auf seine Not aufmerksam zu machen, sie zu seiner Rettung herbeizurufen.

Und so sehr die christliche Kirche später auch gegen das Feuer als heidnisches Kultmittel eiferte, man denke nur an die Todesstrafen, die das Capitular Karls des Großen über alle die verhängte, die die Leichen ihrer Verstorbenen den Flammen weihten, nur an den erbitterten Widerstand, den die Kirche z. B. auch heute noch der Leichenverbrennung entgegensetzt, so konnte sie doch niemals hindern, daß bei der Wiederkehr einer uraltheidnischen Naturfeier die so sehr verpönten heidnischen Flammenzeichen von neuem aufloderten, die alten Vätersitten und Gebräuche der Vorzeit von neuem wieder auflebten. Denn daß die christliche Kirche die altheidnische Sommer Sonnenwendfeier dem Kirchenheiligen St. Johannes unterjoch, war an sich nichts anderes, als ein zwangsweises Abfinden mit einer nicht auszurottenden Sitte, ein Dekorieren unverschämter überkommener und bewahrter altheidnischer Kultgebräuche, denen unterdrückungen ein dünnes christliches Mäntelchen umgehängt werden mußte.

Und so stand auch im christlichen Mittelalter der Iodernde Holzstoß überall im Mittelpunkt der Sonnenwendfeier. Unter Paulen und Trompetenschall wurde er in Gegenwart aller Ratspersonen unter Zutreten der gesamten Bevölkerung entzündet (1489 steckte z. B. der Bürgermeister von Frankfurt a. M. das Johannisfeuer unter größter Feierlichkeit in Gegenwart „vieler sünerner Herren“ an, wie die Chronik sagt). Während des Brandes wurde das Feuer unter wildem Jubel von allem Volke umtanzt. Wer das Johannisfeuer umsprang, der war gefeit gegen Krankheit im kommenden Jahre, war gefeit gegen jedwede Art von Hexen und Zaubersput. Und so sprang hoch wie niedrig! Herzog Stephan von Bayern tanzte z. B. mit den Münchnerinnen um das „Wendfeuer“, und 1471 tat König Friedrich III. auf dem Reichstage zu Regensburg mit den schönen Regensburgerinnen das gleiche.

Es mag gar toll an einer solchen Feier in den Städten des Mittelalters zugegangen sein, so toll, daß selbst den Obrigkeiten manchmal vor dem dabei verübten Unfuge grauste und sie deshalb das „Wendfeuer“ zu unterdrücken versuchten. So verbot der Rat von Straßburg 1408 ein jedes Anzünden eines „sünziht küres“ bei Strafe von 5 Pfd. Denar. Wie wenig der Erlaß aber genügt, beweist, daß das Verbot 1418 und später noch mehrmals mit gleichem Mißerfolg wiederholt werden mußte.

Einen recht barbarischen Anstrich bekam in Frankreich die Sommer Sonnenwendfeier in den Städten durch die Sitte, lebende Tiere, zumal Katzen und Fische auf dem Holzstoß zu befestigen und lebend mit zu verbrennen. Allerdings hatte dies ja in einer Zeit, in der das Verbrennen von Menschen wegen irgend einer Kleinigkeit zum Volksvergnügen gehörte, nichts besonderes zu bedeuten. In Paris errichtete bis zur Revolution der Magistrat der Stadt am Vorabend des Johannisfestes auf dem Gräbeplatz jedesmal einen großen Holzstoß mit Dugenden von lebenden Katzen und einem Fische. Das gräßliche Geschrei, das die armen Tiere bei der grausamen Prozedur ausstießen, diente nur dazu, „seiner Majestät ein Pläsier zu bereiten“. Aber auch die anderen französischen Städte, bei denen es sich nicht darum handeln konnte, einem Könige Pläsier zu machen, übten die gleiche schenliche Sitte. Für Metz wird sie uns für das Jahr 1680 ausdrücklich bezeugt.

Auf dem Lande dagegen hat sich im Mittelalter die Feier in weit harmloseren Bahnen bewegt wie in den damaligen Städten, ungefähr in dem gleichen Rahmen, in dem sie auch heute noch auf dem Lande gefeiert wird und in den kleinen, abseits vom Verkehr liegenden Städtchen. Schon wochenlang vorher sammeln hier die jungen Durschen und Mädchen des Ortes das Holz zu dem Feuer oder einen entsprechenden Geldbeitrag. In dem kleinen schweizer Orte, in dem ich wohne, erhalte ich zu einem derartigen Zwecke jährlich zweimal Besuch der Jugend, zu Fastnachten und zu Johannis. Bielerorts geschieht dies Sammeln unter Herjagen irgend eines originellen, dem Zwecke entsprechenden Versleins. Im Umkreis lautet er: „Ist eine gute Frau im Haus — Schmeißt sie ein Büschel Holz heraus — — Ober der Marder kommt ins Hühnerhaus“. Im badischen und württembergischen Schwarzwalde darf nur der dem Feuer beiwohnen

oder um es Herumspringen, der seinen Beitrag in Gestalt eines mitgebrachten Holzschertes entrichtet hatte — „Komm Niemand zum Johannisfeuer — Ohne Brandfeuer — Denn Hut oder Kappe fliegt sonst ins Feuer“, lautet andernfalls die Drohung.

Noch immer gilt das Feuer als reinigender, heilender und schützender Dämonbrand. Und so geschieht im Süddeutschen, im Hegau und in Steiermark das Anzünden des Johannisfeuers mit dem Spruche:

„D Heiliger Johanni und Donati
 Behüte unser Feld und Vieh
 Vor Blitz und Donner und Schauertoben,
 Auf daß wir euch immer und ewig loben.“

Nicht alle Gegenden hielten jedoch am altgermanischen Holzstoße fest. Im Elsaß z. B. brachte man das Flammenopfer in Gestalt eines von der Höhe hinabrollenden brennenden Rades. Der Anblick muß ein sehr hübscher gewesen sein, denn er begeisterte Seb. Frant in seinem „Weltbuche“ zu dem Ausrufe, es sähe aus, „als wenn die Sonne vom Himmel lief“. Im Allgäu und Vorarlberg, auch in Tirol und Steiermark werden statt des Holzstoßes Strohkranze an sogenannten „Johannisstangen“ befestigt. Ueber die brennenden Strohkranze springen die jungen Mädchen. Im Allgäu singen die jungen Burschen dabei:

„Liebsti, Spring,
 Verdienst dir einen goldnen Ring.“

Die Asche des Johannisfeuers aber wird auf die Felder, im Hause und im Stall verstreut, um dadurch den Feldern Fruchtbarkeit zu verleihen, das Haus vor Feuer, das Vieh aber vor Krankheiten zu schützen. Auch die ehemaligen altgermanischen Flurumzüge waren im Mittelalter am Johannisstage noch überall im Schwange. So trug man z. B. in Soest die „Heiligen“ und das Bild unserer „Frauen zur Biene“ den „grünen Weg“ ins Buchholz und von da bis zur Schwänenbrücke.

Neben der jubelnden Verherrlichung der Sonne durch das Element des reinigenden Feuers tauchen am Tage der Sommerwendfeier natürlich auch die Reste des uralten Seelen- und Dämonenglaubens wieder auf. War es doch festgewurzelter altgermanischer Glaube, daß zur Sommerwendzeit Menschen, Pflanzen und Tiere übernatürliche Kräfte erhielten oder durch entsprechende Mittel erhalten konnten. Und die Nixen und Schratzen, all die Erd-, Wasser- und Luftgeister, die in Wald- und Busch, in Feld und Hain ununterbrochen wisperten und raunten oder im Wack und Weiser murmelten und plauderten, die waren gerade zur Sommerwendzeit bereit, dem Menschen, der sich jene durch irgendein Mittel dienstbar zu machen verstand, mit vollen Händen Gaben und Glück in den Schoß zu schütten.

Und noch immer spukt der alte Johanniszauber durch die Lande. Wer Schätze heben, Geister bannen will, — die Johannisnacht ist die richtige Zeit dazu. Unzählig sind die Mittel, deren man sich in den verschiedensten Gegenden bedient, um von dem Johanniszauber etwas abzubekommen. Am weitesten verbreitet ist der Glaube an die Wunderwirksamkeit des sogenannten Johanniskrautes. Dieses, in der Nacht zum 24. Juni gepflückt, wehrt allem Hegen- und Teufelspud. Die Wäsche, mit ihm eingerieben, trifft stets. In den Schuh gelegt, schützt's vor Ermüdung. Auf irgend ein Dach geworfen, schützt es vor Feuer. Als Kranz in die Ställe gehängt, vor dem Viehsterben. Ins Portemonnaie gelegt, — nützt's leidergar nichts!!

Neben dem Johannisstrauch erfüllt der Hollunder eine ähnliche Aufgabe. Hollunder, am Johannisstage gebrochen, zum Kranz gewunden und unters Kopflissen gelegt, zeigt z. B. den jungen Mädchen im Traum ihren zukünftigen Mann. Im Unterimtale und anderen tirolischen Orten gilt er als Heilmittel gegen Krankheit. Man bäckt dort am Johannisstage Hollunderluchen. Im Westfälischen tritt die sogenannte „fette Heine“ an Stelle des sonst üblichen Johanniskrautes oder Hollunders.

Eine besonders wichtige Rolle spielte in der Zeit der Sommerwendfeier Wasser und Tau. Vor dem Johannisstage galt dagegen das Wasser, fließendes oder stehendes, als Feind des Menschen, den es zu verderben suchte. Es wurde erst dann ungefährlich, wenn die Fluten eine Anzahl Menschenopfer gefordert hatten und der Wassergott damit versöhnt war. Darum war es im Mittelalter vielerorts direkt verboten, vor dem Johannisstage im offenen Wasser oder Flüsse zu baden oder zu schwimmen. Aber vom Vorabende des Johannisstages an wurde dies anders. Am Vorabend und am Johannisstage selbst zu baden galt vielmehr als außerordentlich glückbringend.

In Köln zogen daher am Vorabende des Johannisstages die Frauen der Stadt im feierlichen Zuge hinab zum Rhein, um dort Gesicht, Hände und Füße im Strome zu baden. Die gleiche Sitte findet sich in den meisten Rheinstädten. In Straßburg z. B. artete das Rheinbaden der Frauen am Johannisstage zu einem ungeheuren Skandal aus, so daß die in dieser Beziehung sonst sehr tolerante Kirche im Jahre 1584 in einem großen Erlasse gegen die Sitte donnerte und wettete.

Noch wirksamer als bloßes Wasser war dem Volksglauben noch der in der Johannisnacht gesammelte Tau. Ihm wurden unzählige Geisteskräfte angebichtet. Er heilte alle Krankheiten, besonders die der Augen und vor allem — er ließ in die Zukunft sehen. Darum schmierten alle heiratswütigen Mädchen in der Johannisnacht wie toll, um den so heiß ersehnten Zukünftigen zu erblicken.

So spielt die Sommerwendfeier im Leben der Landbevölkerung und die überkommenen Kultfeiern waren ja immer auf das engste mit der alleinigen Lebensmöglichkeit jener vergangenen Zeit, der Landwirtschaft, verknüpft gewesen, und im Leben aller Abergläubigen noch immer eine bedeutende Rolle. Aber auch für die übrige Menschheit ist die Sommerwendfeier ein bedeutender Zeitabschnitt. Denn die Tage, die nun folgen, bringen den langsamen Niedergang und das Entbehren im Leben der Natur, das Entbehren des Lichtes und der Sonne, die nun von Monat zu Monat ihre Strahlen immer kürzer auf die Erde sendet. Und wie wenig Sonne ist im allgemeinen der großen Masse der Menschheit unter den heutigen Verhältnissen doch beschieden! Doch auch all diesen heutigen traurigen Menschheitsverhältnissen winkt eine neue größere Sommerwendfeier. Der Anbruch einer neuen, großen und freien Zeit. Einer Zeit, in der alle Ketten springen und finsterner Menschenwahn vor den siegenden Strahlen einer neuen Menschheitssonne wie Nebelregen verfliegen wird!

A. Adé.

Kleines feuilleton.

Kulturgeschichtliches.

Die letzte Vollstreckung einer Hinrichtung durch den Scheiterhaufen in Preußen fand, wie die Zeitschrift „Alt-Berlin“ mitteilt, am 28. Mai 1813 zu Berlin statt. Die Delinquenten, ein Mann und eine Frau, waren wegen Brandstiftung in vielen Fällen, in Verbindung mit Diebstahl von der Kriminaldeputation des königlichen Stadtgerichts zum Feuertode verurteilt worden, „daß sie zur Nichtstätte zu schleifen und allda mit dem Feuer vom Leben zum Tode zu bringen sind“, wie der Urteilspruch sagt. Es war einer der größten Prozesse, die die preußische Justiz kennt; das Aktenmaterial umfaßt 325 starke Bände und wird im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin, Klosterstraße 76 aufbewahrt. Der Prozeßbericht beschwört die finsternsten Tage des Mittelalters wieder herauf. Die beiden Verurteilten wurden, von Verirrten eskortiert, durch die von allen Seiten zusammenströmende Volksmenge nach dem Nichtplatze geführt, zu dem man nicht den damals als Hochgericht benutzten Gartenplatz, sondern einen freien Platz an der Jungfernheide bei dem Vorwerk Wedding bestimmt hatte. Dort hatte der Scharfrichter Krafft den Scheiterhaufen aufgebaut, einen hohen und breiten Holzstoß, aus dem oben zwei Pfähle herausragten, an die die Verurteilten gebunden werden sollten. Vom Kammergericht war der geheime Auftrag eingetroffen, daß der Scharfrichter „zu instruieren sei, die Delinquenten vor Anzündung des Scheiterhaufens auf eine den Zuschauern unmerkliche Art zu erdroffeln“, zu welchem Zweck zwei weite baumwollene Nachtmühen geliefert wurden. Der Scheiterhaufen wurde ständig von der Polizei bewacht, um zu verhindern, daß er aus Mutwillen vorher angezündet wurde. Als die Verurteilten auf dem Nichtplatze anlangten, mußten sie etwa 150 Schritt vor dem Scheiterhaufen absteigen und wurden auf ein flaches, mit einer Rauhaut überzogenes Brettergestell, die sogenannte „Schleife“ gebracht, auf der sie von den Henkersknechten zum Scheiterhaufen geschleift wurden. Rauch und Flammen entzogen nun bald das Weitere den Blicken des Publikums.

Technisches.

Ueber 1000 Stationen für drahtlose Telegraphie sind nach den Angaben des internationalen Bureaus der Telegraphischen Union, das seinen Sitz in Bern hat, jetzt vorhanden, und diese Uebersicht, die immerhin bereits bis zum 15. März dieses Jahres reicht, ist noch nicht einmal vollständig. Es fehlen darin die Vereinigten Staaten, die dem Bureau keine Mitteilung gemacht haben, außerdem sämtliche zu militärischen Zwecken dienenden Stationen. Die Gesamtzahl kann demnach nur geschätzt werden und soll sich ungefähr auf 1800 belaufen. Von dieser Zahl sind fast 800 auf deutsche Arbeit zurückzuführen. Was nun die internationale Verbreitung der drahtlosen Telegraphie betrifft, so zeigen die amtlichen Angaben, die in einer Tabelle der „Marine Rundschau“ bekannt gemacht werden, eine recht ungleichmäßige Verteilung. Nach der Tabelle befindet sich England mit 311 Stationen an erster Stelle, an zweiter Deutschland mit 279, an dritter Frankreich mit 187 Stationen. Dabei ist zu beachten, daß der größere Teil der Stationen auf Kriegsschiffe entfällt. Italien besitzt 98 Stationen, Holland 36, Schweden 27, Oesterreich 23, ebensoviel Brasilien, Dänemark 21, Japan 17, Norwegen ebenfalls 17, Rußland 13, Belgien 11, Chile 10, Spanien 7, Rumänien 6, Portugal 5. Dazu kommen noch einige Stationen in Westindien, in Mexiko, in Uruguay und je 1 in Gibraltar und Malta. Nach den Angaben des Bureaus entfallen auf das deutsche System (Telefunken) 327 Stationen. Selbst Marconi scheint mit seinem System praktisch weniger durchgedrungen zu sein, denn für dieses werden nur 233 Stationen bezeichnet. Das amerikanische System De Forest hat namentlich in den Vereinigten Staaten Annahme gefunden, ist aber auch in England und in Deutschland vertreten. Das englische System von Lodge hat nur 15 Stationen aufzuweisen, das französische von Rochefort nur 4. Die Japaner haben ihr eigenes System. Auffallend groß ist endlich die Gruppe mit der Bezeichnung „unbekannte oder verschiedene Systeme“, unter die in der Tabelle nicht weniger als 398 Stationen fallen.